

Religion



Spektrum
AKADEMISCHER VERLAG

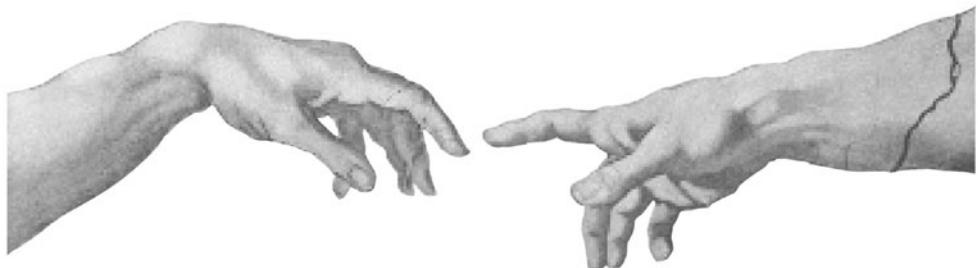
Sachbuch

Peter Stanford

50 schlüssel
ideen

Peter Stanford

50 Schlüsselideen Religion



Aus dem Englischen übersetzt von Sebastian Vogel

Spektrum
AKADEMISCHER VERLAG

Inhalt

Einleitung 3

GEMEINSAMKEITEN

- 01 Das gottförmige Vakuum 4
- 02 Heilige Texte 8
- 03 Gut und Böse 12
- 04 Leben und Tod 16
- 05 Die Goldene Regel 20
- 06 Riten und Rituale 24

CHRISTENTUM

- 07 Das Leben Jesu 28
- 08 Gott und Mammon 32
- 09 Reformation 36
- 10 Das Papsttum 40
- 11 Schuld und Frauenfeindlichkeit 44
- 12 Der Heilige Geist 48
- 13 Heilige und Sünder 52
- 14 Orthodoxie 56

DIE REFORMIERTE TRADITION

- 15 Luther und seine Nachfolger 60
- 16 Die Anglikanische Kirche 64
- 17 Die Methodisten 68
- 18 Die Baptisten 72
- 19 Reformierte Kirchen 76
- 20 Sekten und Kultgemeinschaften 80
- 21 Entrückung 84

JUDENTUM

- 22 Das Jüdischsein 88
- 23 Jüdische Durchgangsriten 92
- 24 Die Kabbala 96
- 25 Antisemitismus 100

ISLAM

- 26 Die Geburt des Islam 104
- 27 Die Säulen des Islam 108
- 28 Sunnitzen und Schiiten 112
- 29 Das Herz des Islam 116
- 30 Der militante Islam 120

ÖSTLICHE TRADITIONEN

- 31 Die vielen Gesichter des Hinduismus 124
- 32 Anbetung im Hinduismus 128
- 33 *Samsara* 132
- 34 Der Jainismus 136
- 35 Sikhismus 140
- 36 Buddha und der Bodhi-Baum 144
- 37 Schulen des Buddhismus 148
- 38 Das buddhistische Lebensrad 152
- 39 Konfuzianismus 156
- 40 Konfuzius und die Kommunisten 160
- 41 Der Taoismus 164
- 42 Der Schintoismus 168

MODERNE DILEMMATA

- 43 Moderne Glaubensrichtungen 172
- 44 Religion und Naturwissenschaft 176
- 45 Atheismus 180
- 46 Verwalter der Schöpfung 184
- 47 Der gerechte Krieg 188
- 48 Der Missionsdrang 192
- 49 Spiritualität 196
- 50 Die Zukunft der Religion 200

Glossar 204

Stichwortverzeichnis 206

Impressum 208

Einleitung

Über Religion hat jeder eine Meinung. Diese kann positiv oder negativ sein, neutral ist sie selten. Der deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche verkündete in den 1880er Jahren voller Selbstvertrauen, Gott sei tot – er wäre überrascht darüber, dass die Religion auch heute, 120 Jahre später, auf der Weltbühne noch ein höchst lebendiges, weithin diskutiertes Dasein führt.

Dieses Buch unternimmt den Versuch, zu den Grundlagen zurückzukehren und ein ausgewogenes Bild davon zu zeichnen, was Religion ist und was sie nicht ist, von ihren Ursprüngen durch ihre gesamte Geschichte mit ihren Höhen und Tiefen bis zu ihrer Bedeutung in der Welt von heute. Nach Ansicht von Polemikern wie Richard Dawkins, der mit seinem 2007 erschienenen Buch *The God Delusion* (dt. *Der Gotteswahn*) viele religionsfeindliche Vorurteile genährt und gestärkt hat, ist eine ganz und gar objektive Darstellung der Religion unmöglich. Damit mag er recht haben, aber ich habe mich auf den folgenden Seiten stets darum bemüht, meine eigenen Gefühle und meine Konfessionszugehörigkeit beiseite zu lassen, um so ein möglichst abgerundetes Bild zu präsentieren.

Wenn es eine Aussage über die Religion gibt, die man immer und immer wieder aussprechen muss, dann diese: Ihre verschiedenen Ausprägungsformen auf der ganzen Welt haben mehr Gemeinsamkeiten als Trennendes. Auf diese gemeinsame Grundlage habe ich mich am Anfang und Ende des vorliegenden Buches konzentriert. Die Abschnitte zwischen den Eingangs- und Schlussüberlegungen beschreiben das Spektrum der Religionen auf der ganzen Welt. Jede Glaubensrichtung wird in ähnlicher Weise vorgestellt: Wir verfolgen ihre Geschichte und Entwicklung, dann betrachten wir die wesentlichen Aussagen ihrer Lehre und fragen, was diese für das Alltagsleben bedeuten. Ich hoffe, die folgenden Seiten werden zu einer faszinierenden Entdeckungsreise werden, ganz gleich, ob Sie noch nichts über Religion wissen oder ob Sie sich mit manchen der beschriebenen Glaubensrichtungen bereits beschäftigt und in einer davon (oder sogar in mehreren) Wurzeln geschlagen haben.

Nur wenn man mehr über diese wichtige Kraft, die unsere Welt auch heute noch prägt, weiß, kann man die Klischees überwinden, die so viele Diskussionen über Religion belasten. Es ist nicht mein Ziel, dass irgendjemand am Ende unserer Reise bekehrt ist, aber Sie sollten nach der Lektüre besser dafür gerüstet sein, sich an der nach wie vor laufenden Debatte zu beteiligen.

Peter Stanford

01 Das gottförmige Vakuum

Im Allgemeinen wird der französische Philosoph Blaise Pascal als Urheber der Idee von einem „gottförmigen Vakuum“ genannt. In seinen im 17. Jahrhundert erschienenen *Pensées* beschreibt er einen im Inneren jedes Menschen vorhandenen grenzenlosen Abgrund, eine Leere, die danach strebt, gefüllt zu werden. Das Konzept reicht aber viel weiter in die Vergangenheit, nämlich bis zu den Ursprüngen des Lebens auf der Erde. Nach Ansicht vieler Menschen ging die Entstehung des religiösen Impulses – jenes mächtigen Bedürfnisses, im Dasein einen tieferen Sinn zu finden – Hand in Hand mit der Entstehung der Menschheit.

Ernstthafte Gläubige behaupten natürlich, Gott sei zuerst dagewesen und habe Männer und Frauen geschaffen, damit sie die Erde bevölkern. „Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“ – so beginnt das Johannesevangelium im Neuen Testament. In den Upanischaden, dem heiligen Text des Hinduismus, enthielt der Hiranyagarbha, der goldene Mutterleib, die Ursprünge des Universums und des hinduistischen Schöpfergottes Brahman.

Andere behaupten jedoch, dass die Entwicklung genau umgekehrt verlaufen sei. Über die Entstehung der Religionen gibt es viele Theorien. Einig sind sich alle darin, dass die Menschen sich immer Götter erschaffen haben. Als die ersten Männer und Frauen sich mit dem Zufallscharakter ihres Schicksals auseinandersetzen mussten – das Krankheit und Leiden ebenso bereithalten kann wie Freude und Gesundheit –, suchten und fanden sie eine Erklärung für diese ansonsten unerklärlichen Wendungen des Schicksals: Man führte sie auf die Handlungen einer fernen Gottheit zurück.

„Du hast uns zu dir hingeschaffen, oh Herr, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.“

Augustinus, 354–430

Einen genaueren Ausgangspunkt für die Vorstellung eines von Menschen geschaffenen Gottes finden wir vor 14.000 Jahren im Nahen Osten. Dort stießen Historiker und Archäologen auf Indi-

Zeitleiste vor 2 Millionen Jahren

erste Menschen; Entstehung der Vorstellung vom Himmelsgott

zien dafür, dass die Naturkräfte – Wind, Sonne, Sterne –, aber auch weniger greifbare, jedoch trotzdem genau spürbare, vermeintlich in der Landschaft vorhandene Gebilde oder Geister personalisiert und als Götter mit menschlichen Eigenschaften anbetet wurden.

In ein neues Stadium trat diese Entwicklung zwischen 800 und 300 vor unserer Zeitrechnung (v. u. Z.) ein, eine Zeit, die in der Geschichte als Achsenzeit bezeichnet wird. Während dieser Phase wurde die Suche nach dem Sinn des Lebens zu einer Kernfrage für Persönlichkeiten wie Buddha, Sokrates, Konfuzius und Jeremia; ihnen allen gemeinsam war die Vorstellung, dass es eine transzendenten oder spirituelle Dimension des Daseins gebe, und sie versuchten erstmals, solche Gedanken zu formulieren. Damit wurde die primitive Vorstellung von einer Gottheit genauer umrissen und weiterentwickelt.

Solche Versuche, eine göttliche Oberherrschaft zu definieren, führten schließlich zu den verschiedenen Konfessionen und Glaubensrichtungen, aus denen die Welt der Religion heute besteht. Ihr Gegenstand ist immer der gleiche: ethisches Verhalten und die Frage, wie die Menschen zueinander in Beziehung treten sollten. In der Frage, wie das geschehen sollte – oder in ihrer Doktrin, wie man die jeweilige Lehre auch nennen könnte – unterscheiden sie sich. Christentum, Judentum und Islam sind beispielsweise mo-

Die Entstehung des Gottesbegriffs

Viele Historiker und Theologen haben zu beweisen versucht, dass der Gottesbegriff seinen Ursprung im Geist des Menschen hat. Einer der einflussreichsten Autoren in diesem Bereich war der deutsche Anthropologe, Ethnologe und katholische Geistliche Wilhelm Schmidt (1868–1954), dessen zwölfbändiges Werk *Der Ursprung der Gottesidee* 1912 erstmals erschien. Nach seiner Theorie des „primitiven Monotheismus“ erdachten die Menschen der Frühzeit einen wohlwollenden Schöpfergott. Dieser wurde häufig als „Himmelsgott“ bezeichnet, da man ihn oberhalb der Erde in einer Region ansiedelte, die als „Himmel“ bezeichnet wurde. Damit fanden die Menschen für sich eine Erklärung für ansonsten unerklärbare Dinge, gute wie schlechte, die auf der Erde geschahen. Der Himmelsgott war von den Problemen des menschlichen Lebens so weit entfernt, dass es als zwecklos erschien, sich ein Bild von ihm zu machen oder ihm in Rituale, die von heiligen Männern und Frauen geleitet wurden, zu huldigen. Da diese Vorstellung von Distanz die Menschen befremdete, wandten sie sich näherliegenden Gottheiten zu, die nach dem Bild der Menschen geformt waren. Nach Schmidts Ansicht hielt sich der Kult des Himmelsgottes nur in isolierten Bevölkerungsgruppen, so bei einigen afrikanischen und lateinamerikanischen Stämmen und bei den australischen Ureinwohnern.

vor 14.000 Jahren

Ursprünge des Monotheismus

800–300 v. u. Z.

Achsenzeit

notheistische Religionen: Ihre Anhänger glauben an einen einzigen, allmächtigen Gott. Im Hinduismus und den anderen östlichen Glaubensrichtungen dagegen gibt es eine Vielzahl von Göttern.

„Wenn ich ihn kennen würde, wäre ich er.“ **Rabbi Josef Albo, 1380–1445** **Schattengestalten** In der Achsenzeit wurden die verschiedenen religiösen Traditionen in heiligen Büchern niedergeschrieben. Daneben wurden immer mehr theologische Studien betrieben, und es wurden Verhaltensregeln festgelegt, die für die Mitglieder einer bestimmten Glaubensrichtung galten. Die Gottheit selbst hingegen, ihre genaue Natur, bleibt bis heute in den meisten Glaubensrichtungen schattenhaft. In manchen Fällen, so im Taoismus und Konfuzianismus, ist das so gewollt: Der Schwerpunkt soll auf einer ethischen Lebensführung im Glauben liegen und nicht auf theologischen Spekulationen. Oft ist jedoch allgemein anerkannt, dass die Gottheit sich der gewöhnlichen Sprache entzieht. Der *Penny Catechism* der katholischen Kirche, eine beliebte Zusammenfassung der wesentlichen Regeln und Überzeugungen dieser Konfession, die in England bis in die 1960er Jahre allgemein in Gebrauch war, bestand aus einer Reihe von Fragen und Antworten. Auf die Frage „Was ist Gott?“ antwortete er mit den undurchsichtigen Worten „Gott ist der Höchste Geist, Der allein aus Sich selbst heraus existiert und in allen Vollkommenheiten unendlich ist.“

Jede Definition des Göttlichen bleibt in Abstraktionen und Tabus gehüllt. Juden ist es verboten, den heiligen Namen Gottes auszusprechen, und Muslime dürfen das Göttliche nicht in Bildern darstellen. Gerade dieses Geheimnis scheint aber den Reiz der Religion als Weg, Ordnung in eine ansonsten undurchsichtige Welt zu bringen, nur zu steigern.

Eine ständig sich verändernde Gottheit Mit der Weiterentwicklung der Welt haben sich die Bedürfnisse und Wünsche der Menschen geändert, und sie wandeln sich weiterhin, indem der Planet und seine Bewohner ständig vor neuen Herausforderungen stehen. Ebenso entwickeln und verändern sich die Vorstellungen vom Göttlichen – die meisten Religionen nehmen das aber nicht zur Kenntnis: Sie stellen sich als unerschütterlich dar, sowohl in ihren grundlegenden Glaubenssätzen als auch in ihren Regeln, die die Praxis in den Institutionen bestimmen.

Fest verdrahtet im Gottesglauben?

In jüngster Zeit haben Wissenschaftler zu zeigen versucht, dass das Gehirn des Menschen für den Gottesglauben prädisponiert oder fest verdrahtet ist. Nach Ansicht von Forschern an der Universität im britischen Bristol sind die Menschen dazu programmiert, an Gott zu glauben, weil ihnen der Glaube bessere Überlebensausichten verschafft. Bruce Hood, Professor für Entwicklungspsychologie, veröffentlichte 2009 eine Studie über die Gehirnentwicklung bei Kindern; seine Befunde legen die Vermutung nahe, dass Menschen mit religiösen Neigungen im Laufe der Evolution von ihrem Glauben profitierten – möglicherweise, weil sie in Gruppen zusammenarbeiteten und damit die Zukunft ihrer Gemeinschaft sicherten. Deshalb wurde der „Glaube an Übernatürliches“ in unserem Gehirn von Geburt an fest verdrahtet, so dass wir aufgeschlossen für die Behauptungen religiöser Organisationen sind. Wie Hoods Forschungsergebnisse

zeigen, „haben Kinder eine natürliche, intuitive Denkweise, durch die sie zu allen möglichen Vorstellungen von der übernatürlichen Funktionsweise der Welt gelangen. Mit dem Heranwachsen werden solche Überzeugungen von stärker rationalen Ansätzen überlagert, aber die Neigung zum Glauben an unlogische, übernatürliche Dinge bleibt in Form der Religion bestehen.“ In diesen Schlussfolgerungen halten auch andere Befunde wider, insbesondere die einer Arbeitsgruppe am Centre for the Science of Mind der Universität Oxford, die 2008 veröffentlicht wurden; danach weisen verschiedene Indizien auf einen Zusammenhang zwischen religiösen Gefühlen und bestimmten Gehirnarealen hin. Gläubige Katholiken, denen man ein Bild der Jungfrau Maria zeigte, hatten bei einem elektrischen Schlag weniger Schmerzen als Ungläubige, weil die Aktivität im rechten ventrolateralen Bereich des frontalen Cortex stärker zurückging.

Der Gottesbegriff bleibt also erstaunlich wandelbar, und gerade wegen dieser Flexibilität konnte er nach Ansicht mancher Fachleute so lange erhalten bleiben. Eine solche Vermutung unterstellt den Religionsführern ein gewisses Maß an Berechnung – sie hätten also ihre Darstellung auf die jeweiligen Bedürfnisse in bestimmten Epochen zugeschnitten. Dass man Gott letztlich nicht kennen kann, wird aber von allen Glaubensrichtungen ausdrücklich betont: Sie lehren, dass wir in unserem Bestreben, Gott oder die Götter zu kennen, letztlich Werte und Sinn im Leben suchen und hoffentlich auch finden.

02 Heilige Texte

Als die Religionen den Begriff einer Gottheit prägten, als Erklärung für den ansonsten unerklärlichen Wechsel zwischen Freude und Qual im individuellen Leben, destillierten sie aus einer ursprünglich meist mündlichen Überlieferung heilige Texte. Diese bilden für die Gläubigen durch die Geschichte hindurch einen roten Faden der Kontinuität und der zeitlosen Weisheit.

Bei allem Geschriebenen gibt es eine Beziehung zwischen dem Leser und dem Wort auf dem Papier, aber bei den heiligen Texten erreicht diese Beziehung für die Gläubigen eine höhere Ebene. Manche erzählen, ihr heiliges Buch habe sich vor ihnen rein zufällig auf einer Seite geöffnet, die eine eindeutige Antwort genau auf die Notlage enthielt, der sie sich gerade gegenübersahen. Andere beziehen aus der täglichen Lektüre religiöser Texte eine Anleitung für ihr Alltagsleben. Religiöse Texte sind Zeile für Zeile mit Glauben durchtränkt und werden zum praktischen, spirituellen und ethischen Maßstab, zur letzten Autorität für die Beurteilung von Verhaltensweisen. Im Folgenden erörtern wir drei der bekanntesten heiligen Werke; von anderen wird später die Rede sein.

Die Bibel Die Bibel, das heilige Buch der Christen, gliedert sich in zwei große Teile: das Alte und das Neue Testament. Das Alte Testament, das ungefähr zwischen 1200 und 200 v. u. Z. niedergeschrieben wurde, beginnt mit der Erschaffung der Welt. Es enthält auch Prophezeiungen über den Messias, der kommen soll, endet aber vor der Geburt Jesu. Das Neue Testament stammt aus den Jahren 40 bis 160 u.Z. und behandelt das Leben, die Lehren, den Tod und die Auferstehung Jesu; es endet (in den meisten Versionen) mit einem Blick auf das Ende der Welt und das Jüngste Gericht. Allein in den letzten 200 Jahren wurden nach Schätzungen sechs Milliarden Exemplare der Bibel verkauft.

Noch heute halten manche Christen den Bericht über die Erschaffung der Welt im Ersten Buch Mose am Anfang des Alten Testaments wortwörtlich für wahr. Da-

Zeitleiste

ca. 700 v. u. Z.

Entstehung der ersten von
13 hinduistischen Upanischaden

ca. 586 v. u. Z.

Vertreibung der Juden aus Jerusalem
gibt Anlass zur Entstehung der Thora

nach schuf Gott die Erde in sechs Tagen und ruhte am siebten. Andere erkennen an, dass dies den Erkenntnissen der Wissenschaft widerspricht. Überall in der Bibel finden sich zahlreiche widersprüchliche Details und Aussagen, die meisten Christen halten aber an der Überzeugung fest, dass die Bibel trotz solcher Widersprüche eine letzte Wahrheit enthält. Für manche, insbesondere in der protestantischen Tradition, ist sie der oberste Schiedsrichter in religiösen Fragen.

Sind die Evangelien wahr?

Die vier Evangelien („Evangelium“ bedeutet „gute Nachricht“) im Neuen Testament sind für Christen die entscheidenden Quellen, die über das Leben Jesu berichten. Aber keines von ihnen ist ein Bericht aus erster Hand. Sie sind, um das Wort in seiner heute üblichen Bedeutung zu gebrauchen, kein Evangelium – das heißt, sie sind nicht in jeder Hinsicht unfehlbar. Zunächst einmal wurden sie erst Jahrzehnte nach dem Tod Jesu geschrieben; die ältesten heute noch existierenden Manuskripte stammen aus dem dritten Jahrhundert. Außerdem bieten sie oft auffallend unterschiedliche Berichte über Einzelheiten aus dem Leben Jesu.

Nach Überzeugung der meisten Christen sind die Evangelien das Ergebnis einer komplizierten Entstehungsgeschichte, die sie zu weit mehr als nur zu einfachen historischen Chroniken machen. Sie sind zum Teil Reportage, zum Teil halten sie auch in schriftlicher Form ältere mündliche Überlieferungen fest, die sich bis in die Zeit zurückstrecken, als Jesus lebte. Zum Teil sind es Predigten, zum Teil nehmen sie Bezug auf alttestamentarische Prophezeiungen, es finden sich Kommentare zu politischen Ereignissen aus der Zeit ihrer Entstehung, und teilweise sind sie auch Werke der Literatur und der Fantasie. Welchen genauen Anteil diese Elemente jeweils am Ganzen haben, ist heftig umstritten.

Die Autorität, die die Bibel für Christen hat, ist dadurch begründet, dass sie eine besondere Beziehung zu ihr haben, die wie die Beziehung zwischen Eltern und Kind nie verändert werden kann.

Diarmaid MacCulloch, Professor für Kirchengeschichte, Universität Oxford, 2009

ca. 100 v. u. Z.

Niederschrift der buddhistischen Schriften

ca. 40 u. Z.

Paulus schreibt die ersten Abschnitte des Neuen Testaments

ca. 635 u. Z.

Entstehung des Korans nach Mohammeds Tod

Die Thora Der Begriff Thora bezeichnet sowohl die hebräische Bibel (die sich mit dem Alten Testament überschneidet, aber nicht sein genaues Spiegelbild ist) als auch die Lehren der Rabbiner, die sich in den ersten sechs Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entwickelten. Meist meint man damit jedoch die ersten fünf Bücher der Bibel – die „Bücher Mose“ Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri und Deuteronomium. Nach dem jüdischen Glauben diktierte Gott Moses die Thora auf dem Berg Sinai, 50 Tage nachdem das Volk der ägyptischen Sklaverei entkommen war – dies kann jedoch nur für bestimmte Abschnitte der fünf Bücher stimmen, die manchmal auch als „Mündliche Thora“ bezeichnet werden. Nach der jüdischen Lehre zeigt die Thora, wie die Menschen nach Gottes Willen leben sollen – dies ist in 613 Geboten festgeschrieben. Darüber hinaus verbindet die fünf Bücher auch, dass sie alle von Gottes Sorge um sein „auserwähltes“ Volk Israel handeln.

Die Schriftrolle der Thora ist in einer jüdischen Synagoge der heiligste Gegenstand. Sie wird meist in einer „Lade“ – einem Schrank – aufbewahrt und zum Höhepunkt der Liturgie gezeigt. Dann wird sie feierlich durch die Gemeinde der Gläubigen getragen, und diese zeigen ihre Verehrung, indem sie mit den Fransen ihrer Gebetsschals über die Rolle streichen.

Buddha und die Schriften

Buddha (Siddhartha Gautama) kämpfte während seines ganzen Lebens gegen den Personenkult und bemühte sich darum, die Aufmerksamkeit seiner Jünger von sich selbst abzulenken. Sein Leben, so erklärte er, sei nicht wichtig. Entscheidend sei die von ihm entdeckte Wahrheit, die ihre Wurzeln im tiefsten Geflecht des Daseins habe – *Dharma*, ein grundlegendes Lebensgesetz, das für Götter, Menschen und Tiere gleichermaßen gelte. Darin unterscheiden sich die buddhistischen Schriften stark von anderen heiligen

Büchern: Sie berichten nur sehr wenig über Buddha selbst. Deshalb hatten einige abendländische Gelehrte im 19. Jahrhundert sogar Zweifel daran, dass es ihn überhaupt gab. Die Schriften füllen viele Bände in verschiedenen asiatischen Sprachen, und ihre Authentizität ist Gegenstand umfangreicher wissenschaftlicher Diskussionen. Vermutlich wurden sie erst im ersten Jahrhundert v. u. Z. niedergeschrieben, ungefähr 400 Jahre nach Buddhas Tod.

Der Koran Nach dem muslimischen Glauben wurde der Koran dem Propheten Mohammed im Laufe von 23 Jahren Stück für Stück offenbart. Er enthält, so der Glaube, die genauen Worte Allahs; menschliche Autoren waren also an ihm, anders als bei den heiligen Büchern anderer Glaubensrichtungen, nicht beteiligt. Die Lehren Mohammeds stehen im *Hadith*, einer Sammlung mündlicher Überlieferungen, die von Worten und Taten des Propheten handeln. Erstmals niedergeschrieben wurde der Koran kurze Zeit nach dem Tod des Propheten im Jahr 632 von Mohammeds Sekretär und Jünger Zaid ibn Thabit. Er besteht aus 114 Kapiteln, die nicht chronologisch geordnet sind. Der Islam verbietet bildliche Darstellungen, aber durch die Schönschrift bzw. Kalligrafie in manchen alten Exemplaren gehören diese zu den größten Kunstschätzen der Welt.

Die Lektüre des Koran ist mit einem genau festgelegten Ritual verbunden. Muslime müssen dazu „ihr Herz vorbereiten“ und sich die Hände waschen. Frauen bedecken in der Regel den Kopf – wie für ein Gebet. Man nimmt eine besondere – disziplinierte und aufmerksame – Sitzhaltung auf dem Fußboden ein, und der Koran liegt auf einem Pult oder *Kursi* vor dem Leser.

Die Worte des Korans sind zwar unveränderlich, unterschiedliche Übersetzungen und Interpretationen messen ihnen aber voneinander abweichende Bedeutungen bei. In jüngster Zeit versuchten beispielsweise manche Muslime, grausame Gewalttaten mit dem *Dschihad*, oder Kampf, zu rechtfertigen. Dabei stellen sie den Begriff in einen militärischen Zusammenhang, obwohl Mohammed im Islam nicht als Mann der Gewalt dargestellt wird.

Die Bedeutung all dieser heiligen Bücher geht über den direkten oder indirekten Zusammenhang mit der Gottheit hinaus. Man schreibt ihnen die Macht zu, besser als jeder andere Text die Hoffnungen der Menschheit in sich zu vereinigen und auf einzigeartige, greifbare, stärkende Weise unmittelbar zu den Gläubigen zu sprechen.

**„Lass immer heilige
Lektüre zugegen sein.“**
Hl. Hieronymus, ca. 410

03 Gut und Böse

Nachdem die Vorstellung von einem Himmelsgott sich zu der Vorstellung von einer Gottheit weiterentwickelt hatte, die vom Himmel aus die Welt und ihr Schicksal lenkt, stellte sich die Frage: Warum lässt eine solche Gottheit es zu, dass die Menschen leiden? Auf dieses Dilemma geben die Religionen nach Ansicht vieler Menschen bis heute keine zufriedenstellende Antwort. Ein Ausweg bestand für die Religionen darin, die Schuld abzuschieben: Was in der Welt und im Leben des Einzelnen falschläuft, ist demnach nicht auf einen allmächtigen Gott zurückzuführen, sondern auf einen bösen Geist.

In dieser Vorstellung ist die Erde das apokalyptische Schlachtfeld für einen kosmischen Konflikt zwischen guten und bösen Göttern, wobei die Menschheit das Kannonenfutter darstellt. Sehr alte Belege für den Glauben an einen bösen, gehörnten Geist, der halb Mensch und halb Tier ist, finden sich in den 9000 Jahre alten Höhlenmalereien der Caverne des Trois Frères im französischen Ariège. Zur Götterwelt der alten Ägypter gehörten im vierten Jahrhundert v. u. Z. mehrere doppelgesichtige Gottheiten mit einem wohlwollenden und einem bedrohlichen Profil. In der bekanntesten derartigen Gestalt verbindet sich der falkenköpfige Himmelsgott Horus mit Seth, der als Schlange oder Schwein dargestellt wird und das Böse verkörpert. In heiligen Legenden aus dem alten Ägypten sind beide in einem ewigen, tödlichen Kampf gefangen.

Der feindselige Geist Ein Höhepunkt dieses Glaubens an gleich starke, einander entgegengesetzte göttliche Kräfte, die um die Weltherrschaft kämpfen, war im 12. Jahrhundert v. u. Z. im antiken Persien erreicht. Die heiligen Texte des Zoroastrismus, die Gathas, erzählen die Geschichte vom Machtkampf zwischen dem guten Gott Ahura Masda, der über Weisheit und Gerechtigkeit herrscht, und dem feindseligen Geist Angra Mainyu, der in die Welt eingedrungen ist und sie mit Gewalt, Hinterlist, Schmutz, Staub, Krankheiten, Tod und Zerfall durchtränkt.

Zeitleiste

ca. 1200 v. u. Z.

Zoroasters apokalyptische Visionen

ca. 585 v. u. Z.

Die Juden lernen in Babylon den Zoroastrismus kennen

Der Zoroastrismus

Der Zoroastrismus hat heute rund 479.000 Anhänger, die meisten von ihnen in Indien im Volk der Parsi. Die Glaubensrichtung hatte großen Einfluss auf die Entwicklung anderer Religionen, denn diese übernahmen viele Erkenntnisse ihres Begründers und wandelten sie ab. Zoroaster (Zarathustra), der vermutlich um 1200 v. u. Z. lebte, betrübten die Leiden seines eigenen Volkes im heutigen Irak und Iran. In den

Gathas – 17 Hymnen, die ihm zugeschrieben werden – grübelt er über die Verletzlichkeit und Ohnmacht der Menschen nach. Diese führt er nicht einfach auf einen Schöpfergott zurück, sondern auch auf seinen ebenso starken Gegner – „zwei Urgeister, Zwillinge, die dazu bestimmt sind, in Konflikt zueinander zu stehen“. Vermutlich führte er als Erster eine solche apokalyptische Vision in die Religion ein.

Das Gute war vom Bösen getrennt, das Reine vom Unreinen. Mit einer solchen Vorstellung von gegensätzlichen göttlichen Prinzipien, Dualismus genannt, liebäugelten viele Religionen im Laufe der Geschichte.

Im sechsten Jahrhundert v. u. Z. zum Beispiel, während des jüdischen Exils in Babylon, wurden die Juden mit der Vorstellung vom zoroastrischen Dualismus so vertraut, dass einige von ihnen – nach ihrer Niederlage gegen die babylonischen Streitkräfte und der Zerstörung des Tempels in Jerusalem – glaubten, ihr Scheitern sei nicht auf Jahwe zurückzuführen, sondern auf einen eingedrungenen, bösen Geist, der sich zwischen die Israeliten und ihren Gott gestellt habe.

¶ Sine diabolo, nullus dominus. ¶

(„Ohne das Böse gibt es keinen Herrn“) **Traditionelles Sprichwort**

ca. 30 u. Z.

Jesus kämpft den Evangelien zufolge mit dem Teufel

ca. 1200 u. Z.

Die christliche Inquisition verfolgt Teufelsanbeter

Das Gesicht des Bösen Der Dualismus wurde seinerseits vom Christentum übernommen. Im Neuen Testament gibt es einen wichtigen Handlungsstrang, der das Dasein der Menschen unter dem Gesichtspunkt des Konflikts zwischen Jesus und dem Teufel darstellt, insbesondere während der 40 Tage und 40 Nächte, die Jesus in der Wildnis verbringt: Dort lockt ihn der Teufel mit allen Reichtümern der Welt. Die Offenbarung enthält einen Bericht über das Ende der Zeiten, wenn der Teufel und seine Anhänger von Gott endgültig besiegt werden, aber weiterhin Beute unter leichtgläubigen Menschen machen können, bis das Jüngste Gericht heraufdämmert; auf diese Weise wird die Erde mit Sünde und Leid vergiftet.

Exorzismus

In der katholischen Kirche spielt der Teufel heute zwar nicht mehr eine so große Rolle wie im Mittelalter, die Praxis des Exorzismus gibt es aber immer noch. Der Vatikan unterhält ein weltweites Netz von Exorzistenpriestern und glaubt nach wie vor, dass Menschen in seltenen Fällen von Dämonen besessen sein können. Im März 1982 berichtete Kardinal Jacques Martin, der Vorsteher des päpstlichen Haushalts, Papst Johannes Paul II. habe persönlich an einer jungen Frau, die angeblich vom

Teufel besessen war, einen Exorzismus vorgenommen. Die Austreibungsriten der katholischen Kirche gehen auf die Dämonenaustreibungen durch Jesus in den Evangelien zurück. Das Ritual hat sich seit 1614 kaum verändert und beinhaltet Gebete, Handauflegen, das Schlagen des Kreuzes und das Versprengen von Weihwasser. Kleinere Austreibungsriten gibt es auch im Wortlaut des Taufgottesdienstes oder wenn ein Priester ein neues Haus segnet.

Das Christentum ist zwar offiziell eine monotheistische Religion, für die es nur einen Gott als Quelle aller Dinge in der Welt gibt, in der Praxis wurde diese Theorie aber lange durch eine gewisse Dosis von Dualismus verwässert. Im Vergleich dazu sind sowohl das Judentum als auch der Islam in ihrem Monotheismus viel puristischer. Kleinere teufelsähnliche Gestalten, die Schaitan und Iblis, gibt es zwar auch im Koran, sie sind aber mehr oder weniger machtlos. „Ich habe keine Macht über euch“, sagt Schaitan, „es sei denn, ich rufe euch und ihr gehorcht. Deshalb gebt die Schuld nicht mir, sondern euch selbst.“ Im Judentum spricht man lieber nicht über böse Geister, sondern über böse Neigungen – *Yetzer Hara* – in jedem Menschen.

Das Christentum stellte den Teufel als Gesicht des Bösen dar. Im Mittelalter lehrte die Kirche, der Teufel lauere an jeder Ecke, um die Gläubigen von Gott und dem Weg der Rechtschaffenheit weg zur Sünde und letztlich zur Verdammnis der Hölle

zu locken. Selbst die protestantischen Reformer machten sich diese Sichtweise zu eigen. Martin Luther war völlig davon überzeugt, dass es den Teufel gebe, und er glaubte sogar, seine Darmbeschwerden seien auf die Besessenheit durch einen Dämon zurückzuführen.

In jüngerer Zeit spricht die Hauptrichtung des Christentums nur noch widerwillig vom Bösen. Beliebter ist die Figur des Teufels in stärker evangelikalen Kirchen, in denen Schwäche oder Krankheit manchmal damit begründet werden, dass man diesem nachgegeben hat. Für Besessene werden Exorzismus-Zeremonien vollzogen. Im allgemeineren Sinne wird jede Form von Störung auf eine äußere Realität – das heißt auf den Teufel – zurückgeführt und nicht auf psychische, gesellschaftliche oder emotionale Faktoren, die einen Menschen beeinflussen. Auch wenn die etablierte Kirche den Teufel ins Abseits gedrängt hat, hat die Vorstellung von gegensätzlichen göttlichen Prinzipien bei vielen Gläubigen nach wie vor starkes Gewicht.

04 Leben und Tod

Religion will nicht nur in dieser Welt moralische und ethische Maßstäbe setzen, sondern sie verspricht auch ein Leben nach dem Tod. Es kann sich in einem Paradies wie dem christlichen Himmel oder dem muslimischen *Dschanna* abspielen, aber auch als Teil eines Kreislaufs aus Tod und Wiedergeburt, bei welcher der Geist sich unterschiedlich manifestieren kann – die hinduistischen Upanischaden sprechen von *Samsara*.

Alle Religionen verbinden mit dem Tod ein Element des Gerichts: das Verhalten auf Erden steht in Zusammenhang mit Belohnung oder Bestrafung im Jenseits. Dieser Gedanke geht auf die alten Ägypter zurück, deren Hochkultur vom vierten Jahrtausend v. u. Z. bis zur griechischen und römischen Antike am Nil und in seinem Delta gedieh. Dass die Ägypter an ein Leben nach dem Tod glaubten, machen die Mumien und Grabbeigaben in den Grabkammern der Pyramiden mehr als deutlich. Im Reich des Totengottes Osiris wurde das *Ka* – der Verstand und Geist jedes Einzelnen – in eine Waagschale gelegt und eine Straußfeder in die andere. Gutes Verhalten galt als leicht. Neigte die Waage sich in die falsche Richtung, bedeutete dies die Verbannung in eine Unterwelt voller Ungeheuer. Die Urteile wurden von Osiris' Sohn Thot aufgezeichnet; dies ist der Ursprung des üppig illustrierten Totenbuches, das aus dem alten Ägypten erhalten geblieben ist.

Gericht nach dem Tod Obwohl die Israeliten in Ägypten im Exil lebten, übernahmen sie diese Vorstellung eines Gerichtes nach dem Tod nicht, als sie um 1200 v. u. Z. im Heiligen Land ihr eigenes Königreich gründeten. Die hebräischen Schriften und die ältesten Bücher des Alten Testaments sprechen vom *Scheol*, einem unterirdischen Ort der Ruhe, an den alle Menschen unabhängig von ihren irdischen Verdiensten gelangen. Nur eine Handvoll außergewöhnlicher Menschen, beispielsweise der Prophet Elias, fahren nach dieser Beschreibung in den Himmel zu Gott auf. Ungefähr im achten Jahrhundert v. u. Z. jedoch wurde dann das Element eines Gerichts am Ende des Lebens in die jüdische Lehre aufgenommen und später an die christliche Religion weitergegeben.

Zeitleiste

ca. 4000 v. u. Z.

Im alten Ägypten werden die Seelen der Verstorbenen gewogen

ca. 800 v. u. Z.

Im Judentum wird die Verurteilung im Totenreich *Scheol* eingeführt

Nach der traditionellen christlichen Lehre erhalten diejenigen, die Jesu Lehren befolgen, im Himmel das ewige Leben, während diejenigen, die sie ablehnen, Höllenqualen erleiden. Irgendwo dazwischen liegt das Fegefeuer; dieses Wartezimmer für den Himmel wird in theologischen Diskussionen um 1170 erstmals erwähnt und wurde 1254 von einem Papst ausdrücklich benannt. Es steht in enger Verbindung mit dem 2. November, dem Feiertag Allerseelen des christlichen Kalenders, an dem die Gläubigen beten, dass Freunde und Angehörige aus dem Fegefeuer befreit werden und in den Himmel und in die ewige Freude eingehen.

Endgültige Erleuchtung Die Upanischaden, die zwischen 700 und 300 v. u. Z. entstandenen heiligen Schriften des Hinduismus, beschreiben das *Samsara* sehr genau. Wer in einem Leben Getreide gestohlen hat, wird im nächsten eine Ratte. Wer einen Priester tötet, wird als Schwein wiedergeboren. Die *Mokscha*, die Befreiung der Seele von der Last des Körpers und damit die endgültige Erleuchtung, ist nach dem hinduistischen Glauben ein lange dauernder Prozess. An seinem Ende findet man weniger einen Ort als vielmehr einen Seelenzustand, der in den Upanischaden als Selbstaufgabe beschrieben wird.

Abendländische Christen betrachten die Wiedergeburt manchmal als attraktive Möglichkeit im Vergleich zur Endgültigkeit des Todes, für Hindus ist aber der Kreislauf des *Samsara* nicht nur eine Gelegenheit zu spirituellem Wachstum, sondern auch eine Bestrafung: Es bedeutet, dass der Gläubige noch nicht die endgültige Erleuchtung erlangt hat.

Ein hinduistischer Himmel

Im Hinduismus werden detaillierte Beschreibungen des Jenseits in der Regel vermieden – in der Kausitaki-Upanischade gibt es jedoch eine Schilderung der Landschaft, in der diejenigen, die aus dem *Samsara* hervorgegangen sind, sich der Vereinigung mit dem unendlichen Geist Brahman erfreuen. „Zuerst kommt er an den See Ara. Er überquert ihn mit seinem Geist, aber jene, die ohne vollständiges Wissen hineingehen, ertrinken darin. Dann kommt er in der Nähe der Wächter, Muhurta, aber sie flüchten vor ihm. Dann kommt er zum Fluss Vijara, den er nur mit seinem Geist überquert. Dort schüttelt er seine guten und schlechten Taten ab, welche auf seine Angehörigen fallen – die guten Taten auf diejenigen, die er liebt, die schlechten auf jene, die er nicht mag ... So von guten und schlechten Taten befreit, geht dieser Mann, der die Kenntnis von Brahman hat, zu Brahman.“

ca. 700–300 v. u. Z.

Beschreibung des *Samsara* in den Upanischaden

1321 u. Z.

Dantes *Paradiso*

**Ein Ding, zu gewaltig,
als dass die Zunge
es erzählen oder die
Fantasie es ausmalen
könnte.**

**As-Sujathi, 1445-1505,
über das Dschanna**

einflussreichste Schreiber und Denker der christlichen Kirchengeschichte, bezeichnete den Himmel im fünften Jahrhundert als unbeschreiblich – als jenseits der Worte.

Obwohl also ein solches Bündnis mächtiger Stimmen vor dem Versuch warnt, sich das Jenseits vorzustellen, hat es eine lange Reihe von Theologen, Mystikern, Künstlern und Autoren fasziniert und inspiriert. Der italienische Dichter Dante Alighieri schreibt in seinem berühmten Werk „Die Inferno“:

Der Paradiesgarten In vielen Religionen bleibt unklar, wie das Jenseits im Einzelnen aussieht. Die östlichen Religionen sagen darüber fast nichts, Schintoismus und Taoismus beinhalten allerdings Elemente der Ahnenverehrung. Nach islamischer Lehre ist das *Dschanna* ein Paradiesgarten, wo, dem Koran zufolge, die feinsten kulinarischen Genüsse warten; weitere theologische Spekulationen über die ansonsten abstrakte Idee werden aber als *Zannah* – selbstgerechte Verschrobenheit – abgelehnt. Augustinus, der vermutlich

Das Schlaraffenland

Im Mittelalter berichteten abendländische Reisende, die aus islamischen Ländern zurückkehrten, der Koran verspreche muslimischen Märtyrern, dass sie im *Dschanna* von wunderschönen Jungfrauen empfangen würden. Der Koran selbst macht in dieser Frage keine genauen Aussagen – je nach Übersetzung kann die Beschreibung alles Möglichen meinen, von „Gefährten“ bis zu „vollbusigen Mädchen“. Die Hadithe – Aussprüche, die mit unterschiedlicher Glaubwürdigkeit Mohammed zugeschrieben werden – versprechen (wiederum in verschiedenen Versionen): „Die geringste [Belohnung] für die Völker des Himmels besteht in 80.000 Dienern und 72 Ehefrauen, über denen eine Kuppel aus Perlen, Aquamarinen und Rubinien steht.“ Solche

Texte ermutigten die abendländische Literatur jener Zeit, sich in Übertreibungen über das erotische Element des *Dschanna* zu ergehen – eine Haltung, die bis heute anzutreffen ist. Das *Liber Scalae* („Buch der Leiter“) von 1264 beschreibt das *Dschanna* als Ort mit rubinenbesetzten Mauern, wo Jungfrauen liegen und darauf warten, Neuankömmlinge unter Baldachinen aus Smaragden und Perlen zu erfreuen, umgeben von Obstbäumen und Tischen voller Speisen und Getränke. Solche Beschreibungen gaben vermutlich ihrerseits den Anlass zu Erzählungen über das fiktive Schlaraffenland, ein irdisches Paradies des Überflusses, das in vielen mittelalterlichen europäischen Schriften und Abbildungen vorkommt.

**„Der Himmel hat keine Lieblinge.
Er ist immer bei den guten Menschen.“**

Laotse, 6. Jahrhundert v. u. Z.

hier schuf im 14. Jahrhundert in seiner *Göttlichen Komödie* ein denkwürdiges Bild des Paradieses, aber auch er scheute sich, den innersten Kern des Himmels zu beschreiben. Seine Beschreibung der Hölle – das Inferno – als Reihe von Ebenen in immer größeren Tiefen der Erde entspricht der des Jainismus, einer altindischen Religion, nach deren Lehre das Universum zwei Himmelsebenen oberhalb der Erde und zwei Höllenebenen darunter enthält.

Mehrere abendländische Künstler übernahmen Darstellungen des Lebens nach dem Tode von dem römischen Dichter Vergil: Dieser beschrieb im ersten Jahrhundert v. u. Z. die elysischen Felder, die man symbolisch durch ein Tor betritt. Mittelalterliche christliche Mystiker, viele von ihnen keusche Nonnen, bevorzugten das Bild eines Christus, der im Himmel auf die Seelen der Gläubigen wartet wie ein Bräutigam auf seine Braut.

Die vielen unterschiedlichen Versuche, sich das Leben nach dem Tod vorzustellen, lassen sich also in zwei Denkschulen einteilen: Nach der einen ist es eine gereinigte Version des irdischen Lebens, die andere behauptet wie Augustinus, die Seelen könnten nur dann in Ewigkeit zufrieden sein, wenn dieses Leben außerhalb unserer Vorstellung liege und nur in Metaphern zu beschreiben sei.

**Worum es geht
Der Tod ist nicht das Ende**

05 Die Goldene Regel

Das ethische Kernstück aller Religionen bildet ein einfaches Gebot, das häufig als „Goldene Regel“ bezeichnet wird. Sie hat in den einzelnen Religionen einen unterschiedlichen Wortlaut, ihre Bedeutung ist aber im Wesentlichen immer die gleiche. In der abendländischen Gesellschaft lässt sie sich am besten mit einem bekannten Sprichwort zusammenfassen: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“

Im Konfuzianismus ist diese Verhaltensregel als *Shu* („Rücksicht“) bekannt: Man nimmt Rücksicht auf andere, weil man den eigenen Schmerz, die eigene Hoffnung oder Zufriedenheit nicht von denen anderer trennen kann. Die Buddhisten sprechen von einer lebenslangen Annäherung an diese Regel. Sie ist in einer Formulierung von Buddha zusammengefasst, die im *Samyutta Nikaya* (wörtlich „Zusammengestellte Sammlung“) niedergeschrieben wurde: „Wer das Ich liebt, sollte das Ich anderer nicht schädigen.“ Etwas Ähnliches sagte Jesus nach der christlichen Lehre seinen Jüngern; im Matthäusevangelium heißt es: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten.“ Und man könnte mit Fug und Recht hinzufügen: Es ist auch der Sinn des Neuen Testaments.

Die Juden erklären die Regel in Form einer Geschichte. Zu dem berühmten Lehrten Rabbi Hillel (80 v. u. Z. bis 30 u. Z.) kommt ein Heide und verspricht, er werde zum Judentum konvertieren, wenn Hillel ihm die Thora lehren könne, während er selbst auf einem Bein stehe. „Was dir selbst verhasst ist, tu nicht deinem Mitmenschen an“, erwidert der Rabbi, während der Heide auf einem Bein steht. „Das ist die ganze Thora, alles andere sind nur Kommentare. Geh hin und lerne es.“

Zeitleiste

ca. 530 v. u. Z.

Konfuzius formuliert erstmals
die Goldene Regel

ca. 480 v. u. Z.

Buddha fordert Nächstenliebe
statt Selbstliebe